

: Platte des Monats



Christiane Rösinger
SONGS OF L. AND HATE
Staatsakt/Rough Trade
(VÖ: 22.10.)

Immer wieder wird verhalten darauf hingewiesen, daß Christiane Rösinger die wohl beste lebende deutsche Songwriterin sei. Genützt hat ihr dieses Lob hinter vorgehaltener Hand bis jetzt wenig. Während anlässlich neuer Platten von Freunden, Kollegen und Weggefährten wie Tocotronic, Jochen Distelmeyer oder Jens Friebe dem Feuilleton huldvolle Ahs und Ohs entfahnen und auch deren Verkaufszahlen zumeist ordentlich bis gräflich ausfallen, ist es um Rösinger bis jetzt sträflich still geblieben. Und das, obwohl die in Berlin lebende Musikerin, die ihre Fans fast kultisch verehren, dem Szenewörterbuch mit ihren beiden Vorgängerbands Lassie Singers und Britta unzählige Liedzeilen geschenkt hat, die mittlerweile fast idiomatisch geworden sind: »Liebe wird oft überbewertet«, »Nur weil wir keine Ausbildung haben, machen wir den ganzen Scheiß« oder »Ist das noch Boheme oder schon Unterschicht?«.

Anfang der Achtziger, während Altersgenossinnen und -genossen aus begüterten Familien dem slackerigen Studilieben frönen konnten, hatte die aus bäuerlichen Verhältnissen in einem Schwarzwalddorf geflüchtete Rösinger bei ihrer Ankunft in Westberlin, mit gerade mal etwas über 20, nicht nur eine abgeschlossene Lehre als Buchhändlerin, sondern auch ein Baby im Gepäck. Neben Komparatistikstudium, Geldverdienen, Betreuung der kleinen Tochter zu Hause und Mitarbeit im Kinderladen schaffte es die alleinerziehende Mutter irgendwie, obendrein am Szeneleben zu partizipieren: beim Kreuzberger Fischbüro mitzumachen, die Lassie Singers zu gründen, die Flittchen-Bar zu organisieren und ein eigenes Label (Flittchen Records) aufzuziehen. Doch die Vorschüsse der erfolgreichen Lassie Singers flossen schnell durch die Hände, und die Pleite des Vertriebs EFA riß später das Flittchen-Label und die Band Britta mehr oder weniger mit in den finanziellen Abgrund. Rösinger begann, nebenher als Journalistin zu arbeiten, schrieb ein Buch (*Das schöne Leben*), blieb eine »Stütze der Ausgehgesellschaft« und machte weiter Musik.

Jetzt, anlässlich ihres fulminanten Solodebüts, für das sie sich fast 30 Jahre Zeit gelassen hat, gibt es die Chance, ihr endlich ganz offen zu huldigen. Die gemeinsam mit Andreas Spechtl, dem Kopf der österreichischen Indiensensation Ja, Panik, aufgenommene Platte mit klassischem Songwritingmaterial aus Klavier, Gitarre, Schlagzeug und Mundharmonika vereint alles, was die lange Musikkarriere der Gitarristin und Sängerin mit dem leichten, charmanten badischen Einschlag auszeich-

net: die poppig-schmissige, rotzige Originalität von den Lassie Singers, die schwere Melancholie und den glamourösen Weltekel von Britta, das ewige Hadern mit dem bürgerlichen Ideal der romantischen Liebe, zu dessen Dekonstruktion Rösinger schon vor Jahren angetreten ist und dem sie doch nie entkommt.

Schon das Cover und der Titel verraten Rösingers ironisch-gewitzten Umgang mit einer nach wie vor männlich geprägten Musiklandschaft (von ihr vor Jahren als geschlechtsspezifisch »ähnlich ausgewogen wie die Kfz-Meisterinnung und die Astronautenszene« beschrieben), die es nicht einfach zuläßt, daß sich eine Frau ihr ganz locker einschreibt: »Songs of L. and Hate« nennt sich die Platte in Anlehnung an Leonard Cohens Album, das fast genauso heißt, nur daß bei ihm die Liebe ganz ungebrochen ausgeschrieben wird und so nicht eine unaussprechliche, absichtlich verstümmelte Leerstelle markiert, die bei Rösinger noch für soviel anderes stehen kann. Auf dem Cover posieren die Musikerin und Andreas Spechtl wie weiland Bob Dylan und Sally Grossman auf dem Foto zu »Bringing It All Back Home«. Allerdings gibt Rösinger den souveränen Songwriter-Bob im schwarzen Anzug im Vordergrund, inklusive Katze auf dem Schoß, während Spechtl die lasziv dahingegossene Lady in Red in figurbetontem roten Hemd und roter Hose im Hintergrund macht.

Neben der musikalischen Eingängigkeit der opulent produzierten Songs sind es vor allem die Texte, die Fähigkeit Rösingers zu lakonischer, gleichzeitig zynischer und berührender Poesie, die die Platte groß machen. In »Berlin« etwa mischt sie im klimpernden Weill-Stil den penetranteren »arm, aber sexy«-Werbesprech auf und schildert die Hauptstadt aus der entnervten Sicht der von Rösinger selbst so getauften Lo-Fi-Boheme: »Wenn die Freiberufler die Cafés besetzen, und die Laptopposser sich aufs Neue vernetzen, mit den Kreativen und den ganz Naiven, ja dann sind wir sicher in Berlin ... Wenn die Ökoeltern sich zum Brunchen treffen und die Arschlochkinder durch die Cafés klaffen, wenn der Service hinkt und es nach Babykotze stinkt, ja dann sind wir wieder in Berlin«. In »Verloren« steigert sich die Sängerin in eine immer verzweifelter werdende Skizze eines enttäuschenden Gegenübers anhand einer endlosen Kette von Attributen: »... so verwüstet und verdüstert, so verhundet und verwundet, so verglommen, so verronnen, so verschuppt, so verschlissen und verrissen, so verbissen und verschissen ...«, um dann am Ende ein Mundharmonikagedudel à la Dylan loszulassen. Mit den Worten »Bist du einmal traurig und allein« fängt sie »Sinnlos« im Stil versöhnlicher Erbauungsliteratur an und holt gleich darauf zum Tiefschlag aus: »Gewöhn dich dran, es wird bald immer so sein«. In diesem Duktus eines aufgeräumten Nihilismus geht es zu einer gedämpft fröhlichen Klaviermelodie immer so weiter: »Und wenn in tiefster Nacht ein böser Traum dich plagt, so kommt doch ganz bestimmt – ein neuer trüber Tag.« Mit dem Schlachtruf »Desillusion« wird das gleichnamige Lied zur Hymne aller der Enttäuschten, die nicht mehr daran glauben, Steine erweichen zu können. Aber nehmen wir mal an, das leere L. im Titel wäre eine Person: Würde sie sich von den gewitzten bis tieftraurigen Texten, gepaart mit den Ohrwurmmelodien, nicht erweichen lassen – sie müßte tatsächlich aus Stein sein. Das gleiche gilt übrigens fürs Feuilleton. ●

– Sonja Eismann –